

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 2

Artikel: [s.n.]
Autor: Bacon, Francis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

legende aber ist der Umstand, dass er gewagt hat, über Kirche und Religion überhaupt frei, prüfend und wägend, nachzudenken; dass er die Schwelle des blinden Glaubens überschritten hat, das hat ihm den Weg zum Freidenkertum geöffnet.

So weit kommen jene Lauen aber nicht. Zwar nehmen sie Gott und die Kirche nicht mehr ernst, aber sie wollen's mit ihnen auch nicht ganz verderben, so für alle Fälle, — wenn's am Ende mit Himmel und Hölle doch etwas auf sich hätte. Und auch wegen des Ansehens in der öffentlichen Meinung, und wegen des Geschäftes, und wegen der Kinder, und wegen der Rücksichten auf die Verwandtschaft bis in die äussersten, verschwommensten Grade. Ausserdem: Man bekommt Kinder, — die müssen doch getauft und später konfirmiert werden; man heiratet, — und das kann doch nicht ohne kirchliche Trauung geschehen; es stirbt jemand, — da gehört eine kirchliche Feier zur Bestattung.

Nein, diese Leute denken nicht einen Augenblick daran, aus der Kirche auszutreten; die haben das Zeug zum Freidenker nicht. Darum haben wir in diesem Blatte von jeher den Kirchen gegenüber immer wieder betont: Wir nehmen euch euere Gläubigen (weder die lauen noch die ersten) nicht weg; wir wenden uns an die Suchenden. Denn nur solche sind auf dem Weg zum freien Denken. Wer ausser diesen den Kirchen, vorab der protestantischen, den Rücken kehrt, dem bietet diese zu wenig, wie Prof. Brunner richtig erkannt hat, diese wollen «Religion» faustdick haben und laufen deshalb in die Sekten.

Wir lassen uns also durch die Lamentationen über schlechten Kirchenbesuch und Nachlassen des religiösen Geistes nicht zu der Illusion verleiten, es ergebe sich daraus ein Zustrom zum Freidenkertum. Wir wissen, dass verhältnismässig nur wenige Menschen die wissenschaftlichen Erkenntnisse praktisch als Grundlage ihrer Welt- und Lebensanschauung verwenden und aus der Erkennung der unheilvollen Rolle, die Religion und Kirche in der Kultur- und in der politischen Geschichte gespielt haben, für sich die Verpflichtung ableiten, Teil des Dammes zu sein, der den reaktionären Strom in seine Schranken weisen will.

Dennoch sehen wir ohne Zagen in die Zukunft. Im Getrümmer der zerschlagenen Kultur mottet die Glut des Freiheitswillens, und der Tag wird kommen, wo sie als helle Flamme emporschlagen und die Welt erleuchten wird. Das Wort ist wahr, das Omikron in Nr. 11 des letzten Jahrganges dieser Zeitschrift seinem Artikel vorangestellt hat: *«Es gibt kein Zurück!»*

Ein sonderbarer Professor der Theologie —

das war Franz Overbeck, und so bezeichnet er sich auch selbst in seinen eben erschienenen Selbstbekenntnissen. (Franz Overbeck: Selbstbekenntnisse. Im Auftrag der Franz-Overbeck-Stiftung in Basel herausgegeben und eingeleitet von Eberhard Vischer.) Overbeck dozierte Theologie an der Universität Basel zur Blütezeit dieser Anstalt, als noch ein Jakob Burckhardt und ein Friedrich Nietzsche an ihr wirkten. Befreundet war Overbeck aber nur mit Nietzsche und dem preussischen Historiker Treitschke.

Warum denn aber sonderbar? Wo liegt denn die Besonderheit und die Sonderbarkeit dieses Theologenlebens? Nun, sie liegt, rein äusserlich und massiv gesprochen, darin, dass Overbeck 27 Jahre lang, von 1870 bis 1897, an der theolo-

gischen Fakultät der Universität lehrt als wohlbestallter Professor für neutestamentliche Theologie und Kirchengeschichte, dass er ganze Generationen zukünftiger Pfarrer und Theologen vor seinem Katheder sitzen hat und auf seine Weise auf sie einwirkt — ohne selbst zu glauben. Und eben so sonderbar ist es, dass dieser Widerspruch entweder gar nicht ruckbar wird oder doch nur so schwach, dass weder die Universität noch die städtischen Unterrichtsbehörden noch auch die Kirche sich zum Einschreiten veranlasst sehen.

Zwar hat Overbeck zweimal versucht, diese schwer erträgliche Lage zu ändern und seiner langmütigen und geduldrigen Christenwelt zu sagen, dass er eigentlich ungläubig sei. 1873 veröffentlichte er seine Schrift: «Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie». Aber der Versuch, sich verständlich zu machen, ist misslungen und hat bei den Theologen nur Ratlosigkeit und Befremden hervorgerufen. Nicht besser erging es der 2. Auflage dieser Schrift vom Jahre 1903. Die Schuld an diesem Missverständnis liegt ganz wesentlich bei Overbeck selbst, dem es nicht gegeben war, in klarer und entschiedener Weise sich auszudrücken. Bedeutend schärfer und für die Theologen unerfreulicher offenbarte sich die Ablehnung der Theologie und des Christentums in Aufsätzen und Notizen, die erst nach Overbecks Tode von C. A. Bernoulli in dem Sammelbande «Christentum und Kultur» herausgegeben wurden. Diese Schrift neu herauszugeben wäre ein ganz besonderes Verdienst.

Sonderbar ist nun aber auch das vorliegende Buch selbst, denn das Vorwort von Prof. E. Vischer ist entschieden wertvoller und aufschlussreicher als die folgenden Selbstbekenntnisse Overbecks. Mit vornehmer und rückhaltloser Wahrhaftigkeit geht der Theologe Vischer den unklaren und unwahren Vermutungen einiger Theologen zu Leibe, dass im letzten und tiefsten Grunde Overbeck halt doch, noch ein Christ gewesen sei. Die Schrift will dartun, dass Overbeck dem Christentum nicht verfallen war, dass er Theologie und Christentum und Religion in seinem Innern entschieden ablehnte. «Wohl aber ist noch einmal mit allem Nachdruck zu fordern, dass man in Zukunft Overbeck als das erkenne und gelten lasse, was er war, und nicht immer aufs Neue versuche, ihn ohne Grund für sich in Anspruch zu nehmen. Er hat ein Recht darauf und richtet gerade, wenn er nicht umgedeutet wird, auch heute noch an die Theologen und überhaupt alle, die in aller Demut und im Bewusstsein ihrer Unzulänglichkeit, aber in dankbarem Vertrauen auf Gottes Güte und Gnade wagen, sich Christen zu nennen, Fragen, die nicht ernst genug genommen werden können.» (p. 57.) Die Selbstbekenntnisse sind nun aber eine gelinde Enttäuschung. Selten gelingt es Overbeck, in klarer und eindeutiger Weise einen Gedanken herauszustellen, in unzweideutiger Weise seine Stellungnahme zu dokumentieren. Solche Stellen leuchten dann allerdings wie Edelsteine in einem Abfallhaufen; sie lassen schmerzlich erkennen, was Overbeck der geistigen Entwicklung Europas hätte bedeuten können, wenn — — ja, wenn er ein Mann, ein Kämpfer, ein Reformator gewesen wäre. Denn für sich privat hat er mit seltener Klarheit, mit durchdringendem Scharfsinn und schonungsloser Ehrlichkeit das Problem: Wissenschaft und Religion, Erkenntnis und Glaube, Religionswissenschaft und Theologie — bis in seine letzten und bittersten Tiefen durchdacht, hat sich voll und ganz entschieden, und zwar entschieden gegen die Theologie, gegen das Christentum, gegen die Religion. In aller Schärfe und Klarheit kommt das eben zum Ausdruck in «Christentum und Kultur». Der Leser spürt aber auch hier in den Selbstbekenntnissen die unbedingte Ehrlichkeit, anerkennt gerne das stupende Ausmass von kirchengeschichtlichem Wissen, der Leser hat volles Verständnis für das qualvolle Ringen dieses Menschen. Fürchterlich aber ist der Stil. Er ist unklar, verdreht, verwirrt, gewisse Satzungenüsse muss man drei-, viermal lesen, bis man den Sinn verstanden hat. Während des Schreibens legen sich ihm hundert Bedenken und Schwierigkeiten in den Weg, ob er das schreiben soll

*Nichts gereicht einem Staate mehr zum Schaden,
als dass die Schlawen für klug gelten.*

Francis Bacon.